

ist nun vor italienischen Geheimagenten in Anwesenheit des französischen Konsuls erbrochen worden.

Anlagen und Enthüllungen.

Die Pariser Presse bemüht sich umsonst, den verhafteten Caillaux wie einen des Vaterlandsverrats Überführten und deshalb von seinen nächsten Freunden Verlassenen zu behandeln. Die Pressestimmen der Linken lassen vielmehr erkennen, daß Caillaux treue Freunde hat, die am Werke sind, für ihn zu arbeiten und die, wie ein Blatt schreibt, nicht dulden werden, daß „der Gerechtigkeit ein Schnippen geschlagen wird“. Einige Blätter erklären rund heraus, die von den italienischen Behörden beigebrachten Dokumente könnten genau wie Herbazas Vorbericht im Dreyfus-Prozess gefälscht sein.

Der angebliche Staatsstreichplan.

Unter den Akten, die in dem Florentiner Schrank gefunden wurden, befindet sich eine Stefanimeldung zufolge ein von Caillaux angeblich entworfenes Regierungsprogramm, das für den Fall seiner erneuten Berufung zur Ministerpräsidentenwahl zur Ausführung gelangen sollte. Das Programm stellt, wenn es echt ist — tatsächlich eine Staatsumwälzung dar. Ganz abgesehen davon, daß es die Verhaftung Poincarés und aller Männer, die die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs in letzter Zeit leiteten, vorsieht, plant es eine Beschränkung der Machtbefugnisse des Senats und der Kammer. Der ganze Plan ist so phantastisch, daß man dem nächsten Rechner Caillaux seinen Entwurf kaum zutrauen kann.

Kanings Beweise.

Clemenceau, der während der Kammerinterpellation über den Fall Caillaux nicht zum Reden zu bringen war, hat jetzt die Sprache wiedergewonnen. Er läßt in der Presse erklären, die Depesche des amerikanischen Staatssekretärs Kaning, die angeblich die Verhaftung Caillaux veranlaßt, solle veröffentlicht werden. Die Freunde des Verhafteten begehen den „Beweisen“ Kanings mit noch härteren Mißtrauen als den italienischen Dokumenten.

Neue Verhaftungen.

Caillaux ist auf demselben Kur inhaftiert, in dem sich die Belle Bolo Voskas und der andere in die „Ständele“ verwickelten Personen befinden. Der ehemalige Ministerpräsident wird Tag und Nacht streng überwacht, weil man angeblich einen Selbstmord (1) befürchtet. Niemand darf zu ihm. Auf Veranlassung Clemenceaus ist auch Combe verhaftet worden, der in die Affäre Caillaux verwickelt war. Weitere Verhaftungen werden noch bevor. — Die beiden großen Gegner führen einen Vernichtungskampf. Siegt Clemenceau, so ist Caillaux — zumindest politisch — tot. Siegt Caillaux, dann nimmt Clemenceaus strahlende politische Laufbahn ein jähes unheimliches Ende. Kein Wunder wenn beide alle Mienen forcieren lassen.

Kleine Kriegspost.

Berlin, 17. Jan. Kriegsmittler v. Stein erklärte in einer Unterredung, es gebe nur eine Möglichkeit, den Krieg zu beenden, den Sieg. Dazu sei nötig, daß niemand in der Heimat den Willen zum endgültigen Siege aus den Augen lassen dürfe.

Bern, 17. Jan. Die französische Regierung hat hier ihr Bedauern wegen des Bombenabwurfs auf Kalina ausgedrückt und Vergütung des gesamten Schadens versprochen.

Bern, 17. Jan. Nach einer Meldung aus New York hat das Schiffsamt den Handelsminister um die Auslieferung aller Segelschiffe amerikanischer Flagge gebeten. — Es sollen sofort 475 000 Tonnen verfügbar sein.

Vom Tage.

Gehtene deutsche Farbenrechte.

Das englische Reuterbureau meldet mit großem Geklöb, einer englischen Kommission sei es gelungen, aus der Schweiz 257 geheime deutsche Farbschriften zur Bereitung von Farben heimzubringen. Reuter deutet an, daß man nun hoffen dürfe, der Überlegenheit der deutschen Farbenindustrie Herr zu werden.

Die während des Krieges mit stemlichem Aufwand verachtete Begründung einer eigenen leistungsfähigen Farbenindustrie ist beinahe vollständig gescheitert. Nun hat man also einen offenen Diebstahl ins Werk gesetzt, heimliche Regierung und Interessenten in schönem Verein, um mit den erbeuteten deutschen Rezepten endlich zu einem Resultat zu kommen. Aber auch diese Spitzbubenpolitik wird kaum zum Ziele gelangen. Die deutsche Überlegenheit in der Farbenherstellung hängt zum wenigsten von einigen bestimmten Rezepten ab; vielmehr ist erst jahrelange und fortwährende Arbeit ein viel wesentlicherer An-

trieb zum Erfolg gewesen. Und dafür können keineswegs englische Deutelschneiderkünste Ersatz bieten.

Die italienischen Sozialisten wollen Frieden.

Die am Mittwoch abgehaltene Hauptversammlung der parlamentarischen Sozialisten Italiens gestaltete sich zu einer leidenschaftlichen Friedenskundgebung. Die Partei erneuerte bei der Abgeordnetenkammer ihre zwei Forderungen auf sofortige Einberufung der Kammer und auf die Aufhebung von Friedensverhandlungen.

U-Bootsarbeit im Mittelmeer.

Vor kaum vier Wochen befand sich eines unserer neuen U-Boote auf einer Kreuzfahrt vor der italienischen Küste. Um die Minenaufgabe zu erledigen, wurde während der Nacht ein bestimmtes Vorgebirge angefahren und dann in der Morgendämmerung unbemerkt eine Minenperre in den Dampferweg gelegt. Kaum war diese Arbeit beendet, als am Horizont Rauchwolken aufstiegen, die die Ankunft eines Geleitzuges verkündeten. Das U-Boot tauchte und streckte nur zeitweilig das Schrohr über den glatten Wasserpiegel hervor, um die nahenden Schiffe zu beobachten. Bald entpuppte sich der Geleitzug als eine Reihe von Bewachern, die einige beladene Dampfer begleiteten.

Sofort setzte sich „U...“ mit höchster Fahrt unter Wasser zum Angriff vor. Während es noch im Begriff war, in die gewollte Angriffsrichtung zu dämpfen, hörte man plötzlich eine starke Detonation und konnte etwas später durch das Schrohr beobachten, daß eins der Schiffe gesunken sein mußte, da ein großes Rettungsboot mit Leuten auf dem Wasser trieb. Bald darauf kam „U...“ in günstigem Abstand auf den größten, tiefbeladenen Dampfer zum Schuß und erzielte einen Volltreffer in der Schiffsmitte. Die Nähe der Begleitzugzeuge zwang zwar sofort zum Untertauchen. Aber nur kurze Zeit begnügte sich der Kommandant mit dem Verstecken. Wieder stieg das Schrohr empor und ließ die Beobachtung machen, daß der getroffene Dampfer bereits vorne tief gesunken war und die Schraube hoch aus dem Wasser herausah. Der Entschluß, ihn vollends zu vernichten, konnte jedoch wegen der feindlichen Bewachung nicht ausgeführt werden. Bei dem klaren Wasser war das Schrohr von einem Torpedoboot gesehen worden, das alsbald mit hoher Fahrt heranbrauste und das U-Boot wieder auf Tiefe zwang. Der Geleitzug hatte sich längst aufgelöst. Einige Dampfer hatten umgedreht und Reißaus genommen, schienen aber jetzt wieder Mut bekommen zu haben, da sie sich wiederum auf altem Kurse näherten. Trotzdem die feindlichen Schiffe nun gewarnt worden waren, und es zweifellos nicht an scharfer Aufmerksamkeit fehlen ließen, entschloß sich der Kommandant, Kapitänleutnant U., zu einem neuen Angriff. Ein tiefbeladener, etwa 3500 Tonnen großer Dampfer war das Ziel. Zwar stand im Augenblicke, als der Torpedo das Rohr verließ, einer der Bewacher fast unmittelbar neben dem Schrohr, so daß schnelligstes Tauchen notwendig wurde, aber trotzdem wurde der Dampfer im hinteren Laderaum getroffen und begann sogleich zu sinken. Programmmäßig, wie fast immer bei derartigen Versenkungen, erfolgten kurz darauf die Detonationen einiger Wasserbomben, die ebenso programmmäßig ihr Ziel verfehlten. Während des letzten Angriffes waren die wenigen anderen Schiffe in alle Winde zerstreut. Nur die Torpedoboot und Bewachungsdampfer umkreisten noch die Unfallstelle und mählten sich vergeblich, das U-Boot zu vernichten, dessen Tätigkeit innerhalb der letzten wenigen Stunden drei Schiffe zum Opfer gefallen waren. Ein weiterer Aufenthalt in diesem Gebiet versprach nicht viel Erfolg, so daß „U...“ beschloß, seine Tätigkeit nach einer anderen Stelle zu verlegen.

Auf dem Wege dorthin bot sich zwar infolge gänzlichen Fehlens feindlichen Schiffsverkehrs gar keine Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung, dafür lockte aber eine andere Aufgabe. Am folgenden Nachmittag stand das U-Boot in geringem Abstand von Land vor einer italienischen Stadt und beschloß, den in der Nähe der Küste liegenden Bahnhof und das zahlreiche rollende Material unter Feuer zu nehmen. Die Italiener mögen nicht wenig verdutzte Gesichter gemacht haben, als es ihnen plötzlich „Granaten in die Bude regnete“. Schon nach den ersten wohlgezielten Schüssen lag über dem Bahnhof eine breite Rauchwolke, und mit Befriedigung war

festzustellen, daß sich die Schleppfertigkeit der U-Boots-Kanone auch gegen Landziele außerordentlich gut bewährte.

Nach etwa 30 Schüssen wurde den Italienern der Spieß zum doch zu bunt und sie begannen aus einer Landbatterie das Feuer zu erwidern. So gering auch die Entfernung war, in der das deutsche U-Boot vor der Küste kreuzte, so konnten die italienischen Artilleristen doch keinen einzigen Treffer erzielen. Da aber belämmlich auch ein blindes Hübn zuweilen ein Körnlein findet und eine der schweren Granaten, welche die Küstengeschütze zwar jetzt noch ergebnislos nach See zu verfeuerten, dem Boot verhängnisvoll hätte werden können, so tauchte „U...“ unter und lief in aller Ruhe nach See zu ab.

Eine Stunde später konnte man noch in einer Entfernung von 15 Meilen den starken Brand beobachten, der in der Stadt und besonders in der Nähe des Bahnhofs wüthete. Doch die Fahrt mußte fortgesetzt werden, denn andere Fahrstraßen an Italiens Küste wollten auch ebenfalls mit Minen verfeucht sein, und außerdem trieben sich auch noch anderswo beladene Dampfer herum, die einen Torpedo lohnten.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Der Regentenschaftsrat des Königreichs Polen hat nach Abschluß seines Besuchs in Berlin an den Kaiser und an den Herrn Reichskanzler Telegramme gerichtet, in denen er für den „gnädigen Empfang und die Gastfreundschaft“ seinen Dank ausspricht. Kaiser und Kanzler gaben in Antworttelegrammen der Hoffnung Ausdruck, daß der Besuch der Polen einen weiteren Baustein zur dauernden Festigung der freundschaftlichen engen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen bilden möge.

Schweden.

In der Thronrede zur Eröffnung des Reichstages befragt der König die Bemühungen um die Aufrechterhaltung der Neutralität, sowie für die Übergangswirtschaft nach dem Kriege und für das Zusammenwirken der skandinavischen Staaten. Er begrüßt das selbständig gewordene Finnland und drückt die Hoffnung aus, daß die Lösung der Landfrage aus schließlich künftige des Königs an, daß seine Regierung Fragen der auswärtigen Politik mit einem Sonderausschuß des Reichstages zusammen bearbeiten werde, und daß die Richtigungen vorschläge herabgesetzt werden könnten.

Rumänien.

Wie die Blätter melden, wird der König Ferdinand von russischen Truppen bewacht. Sie bereiteten gemäßsam einen Versuch des Königs, sich der Kontrolle zu entziehen. Die russische Regierung erließ einen Aufruf zur allgemeinen Revolution im ganzen Lande. Die in Ausland weilenden rumänischen Behörden müssen am 31. Januar das Land verlassen. In diesem Tage müssen die Regierungsbureaus in Rischnow geräumt sein. — Das ist das Ende der russisch-rumänischen Bundesgenossenschaft, um deren Willen König Ferdinand wortbrüchig ward.

Rus Ja und Ausland.

Berlin, 17. Jan. Der Kaiser hat an die Witwe des ehemaligen Präsidenten des preussischen Abgeordnetenhauses, Sorbald v. Kröcher, ein herzliches Beileidstelegramm gerichtet.

Berlin, 17. Jan. Wie von unterrichteter Seite gemeldet wird, denkt der Reichskanzler seine angekündigte politische Programmrede im Hauptauschuß am Dienstag, 22. d. Mts. zu halten.

Stockholm, 17. Jan. Wie verlautet, soll Kerentkis Aufenthalt in Petersburg ermittelt worden sein.

Christiana, 17. Jan. Wie verlautet, soll demnächst eine zweite Zusammenkunft der skandinavischen Könige in Stockholm stattfinden.

Bern, 17. Jan. Der Bundesrat hat den schweizerischen Konsul in Lho beauftragt, der Regierung in Selsingdorf mitzutheilen, daß er die Unabhängigkeit und Souveränität Finnlands anerkenne.

Neueste Meldungen.

Sibirien will Frieden.

Russ. Grenz, 17. Jan. Der in Petersburg eingetroffene Vertreter Sibiriens für die Konstantin, Mikailowitsch, erklärt, daß die Bevölkerung Sibiriens sich in der ersten Phase der Friedensverhandlungen vollkommen einverstanden ist.

Er öffnete die Augen, und ein freundliches Erleuchten lag über seine Züge:

„Irma — ich danke dir, daß du gekommen bist“, hauchte er matt.

Er reichte ihr die Hand, und sie ergriß sie mit beiden Händen.

„Berner, wie steht es mit dir? Wo bist du verwundet?“ fragte sie, sich auf den Rand des Bettes legend, am feinsten Ohr näher zu sein und ihm vor anstrengendem Sprechen zu bewahren.

„Kopf- und Beinfaß“, antwortete er leise, „hatte schon mit dem Leben abgeschlossen und wollte dich gern noch einmal sehen, Irma — es ist gut, daß du gekommen bist.“

„Du wirst gesund werden — wir werden dich gesund pflegen“, sagte Berner erschüttert. „Sobald du transportfähig bist, nehme ich dich mit nach Berlin.“

Berner lächelte trübe.

„Kannst du einige Zeit bei mir bleiben?“ fragte er. „Ich kann bleiben, so lange ich will, und hoffe, man wird mir die Erlaubnis geben, dich hier pflegen zu dürfen.“

Ein Freudenschimmer verklärte seine Züge.

„Das wäre mir ein Trost, Irma. — Zwar ist die Pflege hier gut, die Schwestern tun ihre Pflicht; aber sie sind englische Ladies, sprechen nur englisch und haben ein muffiges Wesen. — Wenn du bei mir bleiben könntest! Ich denke, der junge belgische Oberarzt hier wird es dir erlauben. Er ist rührend nett zu mir von Anfang an, er opfert sich auf, um mich zu retten, und — denke dir — gestern teilte er mir mit, daß Antwerpen gefallen und von den Deutschen besetzt ist. Er, der Freund, dessen Land mir freudig eroberten, brachte mir die Nachricht, um mich zu trösten und aufzurichten. Ist das nicht hochherzig und edelmütig? Und es hat mich auch wunderbar getroffen, so habe ich mein Blut nicht umsonst geopfert. Nur die Fieberanfalle kehren immer wieder — wie heute Nacht.“

(Fortsetzung folgt.)

O du mein Deutschland!

Roman aus großer Zeit von Elisabeth Borchardt.

26]

Da lag Böwen tot und verlassen, eine öde Trümmerstätte mit aufstrebenden, zackigen Mauerecken, aus denen das herrliche Rathaus unverletzt hervorragte. Die Offiziere erklärten und berichteten Jemgard nähere Einzelheiten von den Kämpfen, die hier im August gewüthet hatten, von den fanatischen Bürgern freudigst heraufbeschworen, und Jemgard erzählte ihnen, zu welchem Zweck sie nach Brüssel fuhr, und land heraliche Anteilnahme und tröstlichen Zuspruch.

So verging die Zeit ihr schneller, als gedacht, und bald hielt man in Brüssel.

Jemgard verabschiedete sich dankend von ihren Begleitern und fuhr dann in die Stadt.

Von einigen Jahren war sie, ein halber Backisch noch, mit ihrer Mutter hier gewesen, um den Bruder zu besuchen. Jetzt schien ihr alles unbekannt und fremd. Zwar waren die Straßen belebt wie damals; aber es fehlte etwas, das hohe Treiben, die zufriedenen, gleichmütigen Gesichter — es fehlte die Seele, die einst diesem Klein-Berlin den Stempel der Eigenart aufgedrückt hatte.

Die Stimmung war umgeschlagen. Statt der gespannten Erwartung vor wenigen Tagen noch, Niedergeredetheit und Enttäuschung. Der Fall Antwerpens hatte die letzte Hoffnung begraben, und die demütigende Niederlage prägte sich auf jedem einzelnen Gesicht aus, dahinter sich das und mühsam zurückgehaltene Blut zu verbergen schienen.

Diesen Grund hatte Jemgard, als sie durch die Straßen Brüssels fuhr, und er legte sich bestimmend um ihr Herz. Doch plötzlich atmete sie befreit auf. Dort gingen ja deutsche Soldaten, Feldgrau, auf dem Bürgersteig mitten unter den anderen, sicher und friedlich, als seien sie in Berlin unter ihren Landsleuten, und dort zog eine ganze Kompagnie herau mit klingendem Spiel, Deutsche Militärmusik.

Der Druck war von ihr genommen. Sie fühlte sich

nicht mehr fremd und schutzlos, sondern sicher und geborgen. Was konnte ihr zustoßen, wenn deutsche Soldaten die Wache hielten?

Da hielt das Auto vor dem Lazarett. Eine deutsche Wache davor lagte ihr höflich und freundlich Bescheid, wohin sie sich zu wenden hatte, um Zutritt zu ihrem Bruder zu bekommen. Im Anmeldebestimmter wurde ihr gefagt, daß man sie ohne die Erlaubnis des Oberarztes, der augenblicklich abwesend wäre und etwa erst in zwei Stunden wiederkäme, nicht zu dem Bruder führen dürfe.

Das war eine bittere Enttäuschung für Jemgards sorgende und hangende Ungeduld. Die Tränen traten ihr in die Augen; aber sie schluckte sie tapfer hinunter. Hier hieß es energisch zu handeln. Ihre französischen Sprachkenntnisse halfen ihr, einen belgischen Krankenträger von der unbedingten Notwendigkeit eines sofortigen Besuches zu überzeugen und ihn zu bewegen, sie, die deutsche Krankenschwester vom Roten Kreuz, endlich zu dem Kranken zu führen.

So betrat sie mit ihrem Führer den Saal, wo die Schwererwundenen lagen. Ein Bitteln bestell sie. Wie würde sie den Bruder finden? Daß er noch lebte, hatte sie wenigstens schon erfahren.

Da fanden die Betten in Reih und Glied wie in ihrem Lazarett in Berlin, und als sie hindurchschritt, vernahm sie manches schwere Stöhnen.

Nun stand sie vor dem Bett des Bruders, und es bedauerte der ganzen Kraft ihrer Selbstbeherrschung, um nicht laut aufzuweinen bei seinem Anblick.

Mit geschlossenen Augen und verbundenem Kopf, daraus das Gesicht bleich und still hervorah, lag er in den Kissen, der starke, gesunde und lebensvolle Mann, ein Bild der Schwäche und des Jammers.

Er hatte eine schwere Fiebernacht hinter sich, wie der Wärter ihr berichtet hatte, und die Spuren standen auf seinen fahlen Zügen eingegraben. Jemgard war Krankenträgerin genug, um auch ohne Rahmung des Wärters jede Aufregung zu vermeiden. So beherrschte sie Gefühl und Stimme und nannte leise seinen Namen.